

Rezension: Stephanie Nickel: Betrachten, Bewahren, Beweisen. Familienfotografie als Lebensspeicher

Mayer, Elisabeth

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mayer, E. (2016). Rezension: Stephanie Nickel: Betrachten, Bewahren, Beweisen. Familienfotografie als Lebensspeicher. [Rezension des Buches *Betrachten, Bewahren und Beweisen: Familienfotografie als Lebensspeicher*, von S. Nickel]. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17(1-2), 259-261. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-51061-0>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Rezensionen

Elisabeth Mayer

Stephanie Nickel: Betrachten, Bewahren, Beweisen. Familienfotografie als Lebensspeicher. Berlin: wvb Wissenschaftlicher Verlag Berlin Olaf Gaudig & Peter Veit GbR 2014, 245 S. ISBN 978-3-86573-749-6. 36,00 Euro.

Stephanie Nickel beschäftigt sich in ihrem Buch, dem eine Dissertation vorausgeht, mit der Rolle der Fotografie in der privaten Erinnerungspraxis. Der Forschungsfokus liegt auf den Fragen, inwieweit private Fotografien Teil der Familientradition sind und welche Bedeutung und Funktion sie für die Individuen einer Familie haben. Der Mehrgenerationenbezug sowie die interdisziplinäre Herangehensweise charakterisieren dieses Werk. Ersteres versucht Nickel über ihr methodisches Vorgehen. Die Autorin legt ihre Forschung als eineinhalbjährige Studie an, bei der sie über die Methodenkombination aus ethnographischer Forschung und Gesprächsleitfaden Zugang zu verschiedenen Generationen von Familien einer Gemeinde in Deutschland erhält. Letzteres zeigt sich in der Auswahl der theoretischen Bezüge, die aus der Kulturanthropologie, Ethnologie, Soziologie, Kunst- und Medienwissenschaft, Geschichtswissenschaft und Psychologie stammen. Der konzeptionelle Fokus liegt auf einer historischen Perspektive zur Entwicklung der Fotografie sowie deren Verortung in Objekttheorien und Kommunikationsmodellen. Eine Diskussion zu bildbasiertem Erinnern in Familien ergänzt den theoretischen Rahmen. Als methodischen Leitfaden zitiert Nickel in der Einleitung den Soziologen

Girtler: „Die Aufgabe des Wissenschaftlers ist es nicht, jemanden bei der Hand zu nehmen und ihn durch die Dunkelheit zu führen, sondern ihm ein Licht zu entzünden, daß [sic] er selbst den Weg durch die Dunkelheit finde“ (Girtler 2001, S. 177 zit. Nach Nickel 2014, S. 25). Zwar macht es die Autorin ihren LeserInnen nicht immer ganz leicht, ihren Weg durch die eröffneten, vielfältigen methodischen und inhaltlichen Perspektiven zu finden. Doch im Ergebnis liefert die Studie anregende Einblicke in verschiedene Fotopraktiken privater FotografInnen und in die Gründe des privaten Fotografierens in der Sozialform Familie.

Gegliedert ist das Buch in zwei Teile. Im ersten Teil, der theoretischen „Standortbestimmung“, versucht die Autorin die Trias zwischen Foto, Erinnern und Erzählen darzustellen. Sie argumentiert, warum sie sowohl analoge als auch digitale Fotografien für ihre Studie als Erinnerungsobjekte und Familiennarrative heranzieht. Dafür setzt sie sich zuerst mit dem Fotografiebegriff auseinander und diskutiert diesen hinsichtlich der Materialität des Mediums. Aus der Sicht der Autorin benötigen Fotografien BetrachterInnen. Damit begründet sie, warum sie die Fotografie in ein Kommunikationsmodell, spezifisch in das Sender-Nachricht-Empfänger-Modell von Shannon und Weaver und in das Sender-Kanal-Empfänger-Modell von Jäger einordnet. Um dem Facettenreichtum des Wesens der Fotografie gerecht zu werden, schlägt sie vor, Fotografie aus drei ausgewählten Perspektiven zu beleuchten: FotografInnen gelten aus Nickels Sicht als SenderInnen, der Bildinhalt ist als Äquivalent zur Nachricht/zum Kanal zu verstehen und Empfänger sind die BetrachterInnen

eines Fotos. Mit diesem Konzept können u.a. Fragen behandelt werden wie: Wer war der/die FotografIn und was war seine/ihre Motivation zu Fotografieren? Welche Botschaft soll über das Bild transportiert werden? Welcher Inhalt bzw. welches Thema kommt bei dem/der BetrachterIn an bzw. was erzählt das Foto? Nickel be- greift Fotos zudem als mit Erinnerung verknüpfte Beweisobjekte, die Generationen überdauern können. Darin besteht die Überleitung zu „Familie“ als zweiten zentralen Begriff der Standortbestimmung. Die Sozialform Familie diskutiert Nickel als Kollektiv, in dem gemeinsames Erinnern stattfindet. Sie setzt die Familie ins „Bilde“ (S. 79) indem sie auf die kommunikativen Prozesse, spezifischer auf Familienerzählungen in Verbindung mit Familienfotografien, eingeht. Familiennarrative entstehen durch Gespräche, die intergenerationell wiederkehren. Die Tradierung erfolgt dabei nicht nur über gesprochene Sprache, sondern auch über visuelle, biographische Dokumente, wie Fotografien. An dieser Stelle diskutiert Nickel die Unterscheidung zwischen dem soziologischen Konzept der *erinnernden Rede* (Kepler 2001) und dem sozialpsychologischen Ansatz des *memorytalks* (Hudson 1990; Nelson 1993; Welzer 2005) und entscheidet sich letztlich, Letzteres für die empirische Analyse aufzugreifen. Das Konzept des *memorytalks* fokussiert „intergenerationelle, wiederkehrende Gespräche“ (S. 90) in Mutter-Kind-Beziehungen. Unklar bleibt, warum die Autorin in ihrer Analyse fast ausschließlich diese genderspezifische Auswahl trifft und inwiefern sich ihre Ergebnisse auch auf Vater-Kind Beziehungen anwenden lassen.

Im zweiten Teil des Buches, der empirischen Analyse, ordnet Nickel das erhobene Datenmaterial nach Aspekten, die privates Fotografieren in Familien kennzeichnen. Dabei orientiert sie sich an Überlegungen, die sie zuvor anhand theoretischer Konzepte zur Fotografie thematisiert hatte. Hier erhalten LeserInnen einen umfassenden Einblick in die Praktiken des Sammelns und Archivierens von Familienfotografien sowie zu Formen und Funktionen der familialen Erinnerungspraxis. Im Vordergrund der Ergebnisdarstellung stehen Unterschiede zwischen idealisiertem und gelebtem Selbstbild hinsichtlich des

Fotografierens und des Umgangs mit dem Fotomaterial. Als Beispiel nennt Nickel die Bedeutung des Archivierens und dessen Umsetzung in der Praxis. Obwohl in den Interviews der Wunsch nach Einordnung von Familienfotografien in Fotoalben geäußert wird, kommt es selten zu einer dem Wunsch entsprechenden praktischen Umsetzung. Diese Diskrepanz begründet Nickel mit *Zeitmangel* und *steigender Bildmenge* durch digitale Fotografien sowie mit *Trägheit und Anpassung an die neuen, technischen Gegebenheiten*. Auch wenn z.B. die Zeit oft nicht ausreicht, um die Vielzahl an Fotos in Fotoalben einzuordnen und die Vergangenheit für die Nachgenerationen zu dokumentieren, so wird das Mehr an zur Verfügung stehenden Bildern dennoch als Bereicherung empfunden. Die Autorin widerspricht an dieser Stelle der Annahme, dass es durch die Digitalisierung der Fotografie zu einer Überforderung in den Familien kommt. Zugleich beschreibt sie in ihren Analyseergebnissen eine durch die digitale Fotografie entstehende Ambivalenz: denn obwohl mehr Fotografien zur Verfügung stehen, gehen nur wenige davon in die Familienerinnerung ein. In der Folge zeigt die Autorin, wie über den Wandel von der analogen hin zur digitalen Fotografie die Bedeutung von Bildern als Objekten zunimmt. So gäbe es z.B. mehr Möglichkeiten, Fotos zu verarbeiten (Fotobücher, bedruckte Textilien, etc.), wobei bei den FotografInnen dennoch im Vordergrund stehe, den ursprünglichen Zweck des Fotos zu bewahren: Private Fotografien dienen, so Nickel, im Gegensatz zu professionellen, als Garanten für tatsächlich Geschehenes. Ihre Authentizität müsse nicht erst bewiesen werden. Die gemeinsame Wahrheit wird in Erinnerungsgemeinschaften wie der Familie hergestellt. Das Kriterium dafür, ob Familienfotografien für Familien Bedeutung haben und als Lebensspeicher für Erinnerungen fungieren, ist von der *Macht* über bildbasierte Erinnerung abhängig. Diese besitzt eine Person laut der Autorin dann, wenn sie über das Bild verfügt, sich an das im Bild Gezeigte erinnert und das im Bild festgehaltene Geschehnis in seinem Kontext zu verstehen vermag. Bevor Nickel alle Ergebnisse in einem Resümee zusammenfasst, arbeitet sie in ihrem letzten Kapitel nochmals heraus, in-

wiefern Fotografien auch „Speicher und Ausdruck von Lebensgefühl“ (S. 191) sind. Über das Betrachten der Fotos wird nicht nur ein Moment erinnert, sondern auch die Atmosphäre des Erlebnisses. Ein Analysebeispiel sticht dabei besonders hervor, in dem es der Autorin gelingt, eine Familienfotografie einem darauf bezogenen Interviewtext gegenüberzustellen, um auf diese Weise zu zeigen, wie Text und Bild ineinandergreifen. In diesem Beispiel geht es um das innerhalb einer Familie tradierte Wissen um eine depressive Mutter, die auf einer alten Familienfotografie lächelnd dargestellt ist. Mit dem Transkript wird gezeigt, dass die Tochter, die im Besitz dieser Familienfotografie ist, auf sprachlicher Ebene versucht die Unstimmigkeit zwischen der im Bild festgehaltenen ‚lächelnden‘ Atmosphäre und dem tradierten Wissen um die Depression, in Einklang zu bringen.

Mit ihrer Forschungsarbeit verortet sich die Autorin in einem interdisziplinären Feld, das sie dazu nutzt, aufzuzeigen, welche Rolle Familienfotografien in der privaten Erinnerungspraxis einnehmen. Wie genau die Datenanalyse ausgesehen hat, bleibt allerdings offen, denn der Forschungsprozess wird nur rudimentär dargestellt. So kommt das Potenzial der episodischen Erzählungen nicht hinreichend zum Vorschein. Diesen Eindruck erweckt zumindest die repetitive Verwendung von Interviewzitat. Zudem wünscht man sich differenziertere empirische Beispiele. Kennzeichnend für das Werk ist die höchst komplexe Herangehensweise, die dem interdisziplinären Zugang wie auch dem Versuch eines Vergleichs geschuldet ist. Ob es sich dabei um einen Vergleich zwischen Generationen oder zwischen Mutter und Kind handelt, bleibt jedoch unklar. Doch auch die interdisziplinäre Herangehensweise hat Konsequenzen: So ermöglicht der gewählte Zugang das Forschungsthema aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten, wobei zahlreiche Fußnoten und Verweise dabei einerseits hilfreich sind. Andererseits nimmt dies aber den Raum für die Entwicklung theoretischer Dichte, sodass sich eine Vertiefung in das vorliegende Material beim Lesen schwierig gestaltet. Obwohl Nickel eine klare Argumentationslinie verfolgt und damit den

Sprung zwischen verschiedenen Disziplinen meistert, konfrontiert sie ihre LeserInnen dennoch mit sehr raschen Übergängen, sodass teilweise unklar bleibt, warum die Wahl auf eine bestimmte Perspektive oder Begrifflichkeit gefallen ist.

Trotz dieser Kritikpunkte zeichnet sich diese Monografie durch einen einzigartigen Zugang aus, den wohl nur sehr wenige WissenschaftlerInnen zu wählen wagen. Das Buch eignet sich vor allem als Einführungswerk für all jene, die den Mut finden, über ihre eigene Disziplin hinaus zu denken. Die Autorin begibt sich nicht nur bewusst in das Spannungsfeld verschiedener Disziplinen, sondern setzt sich zudem mit einer komplexen Thematik und vielfältigem Datenmaterial auseinander. Das Potenzial, das diese Herangehensweise in sich trägt, zeigt sich in der sorgfältigen Ausarbeitung der Verbindung zwischen Fotografie, Erzählen und Erinnern, welche wohl kaum über quantifizierende Verfahren oder über eine singuläre disziplinäre Herangehensweise greifbar geworden wäre.

Literatur

- Hudson, J. A. (1990): The emergence of autobiographical memory in mother-child conversations. In: Fivush, R./Hudson J.A. (Hrsg.): *Knowing and remembering in young children*. New York, S. 166–196.
- Keppler, A. (2001): Soziale Formen individuellen Erinnerns. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichten. In: Welzer, H. (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg, S. 137–159.
- Nelson, K. (1993): The Psychological and Social Origins of Autobiographical Memory. In: *Psychological Science*, 4. Jg., H. 1, S. 7–14. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1467-9280.1993.tb00548.x>
- Welzer, H. (2005): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München.